

Christian Möller:

Joseph Wittig – ein „Luther redivivus“ 1879–1949

I. Joseph Wittig – wer war das?

Er stammt aus einem sehr einfachen Elternhaus, das von der mystischen Frömmigkeit Schlesiens geprägt war.

Aus Anlass seines 70. Geburtstages am 22. Januar 1949 schrieb Wittig als ein in die Lüneburger Heide Vertriebener für die Westdeutsche Rundschau:

„Ich habe in meiner Kindheit und Jugendzeit viel an Wegrändern gesessen und viel über Leben und Tod nachgedacht, hab meinem ersten religiösen Buche den Titel gegeben: ‚Herrgottswissen von Wegrain und Straße‘, woraus die Menschen erkennen sollten, dass ich mein Wissen nicht aus der Schule habe, und an einem solchen Wegrain fiel mir auch der Titel meines seinem Inhalt nach größten und wichtigsten Werkes ein: ‚Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo‘. Der Heimatboden war meine Bibel, auch mein Neues Testament, vielleicht das dritte Testament, das Gott unserem Volke gegeben hat zum Zeichen, dass er ein drittes Mal begonnen hat, sein Volk zu lieben. Und einmal habe ich auch gesagt, dass ich wohl einmal an einem Wegrain sterben werde. Im letzten Sommer, den ich noch in meiner Heimat verleben durfte, fanden mich vorübergehende Leute schlafend an einem Wegrand liegen. Sie weckten mich und fragten, ob ich hier eingeschlafen sei, meinten wohl, ich sei an diesem Wegrand verstorben. Ich tastete nach der Uhr, sie war noch da; und ich ging dann fröhlich nach meinem Hause. Es war frühmorgens nach Sonnenaufgang. Ich hatte an den marianischen Wallfahrtsort Albendorf gehen wollen. Jetzt trauern die Wege daheim, da ich nur noch die Wege der niedersächsischen Forsten beschreiten kann.“

Und er setzt dann fort:

„Ich weiß von dem unersättlichen wissenschaftlichen Verlangen nach immer tieferem Wissen; ich bin allem Forschen nachgegangen. Ich weiß um die modernste Theologie, erkenne aber jetzt, dass unser Heil in unserem Ursprung und in der Rückkehr zu ihm liegt. Die primitivste Theologie meiner Eltern, wie sie auf der Ofenbank saßen und ihr Abendgebet sprachen, das ist die rechte Theologie.“

Auf die Frage, was denn nun dem Heimatlosen in der Fremde noch bleibe, antwortet Wittig seinen Landsleuten: „*die Heimat in Gott*“.

Schon in der Volksschule von Oberschlesien wird die Begabung des kleinen Buben von einem Priester erkannt, der ihm dazu verhilft, den Priesterberuf zu ergreifen, woran bei der Armut der Familie eigentlich nicht zu denken war. Wittig wird auf die Aufnahmeprüfung in das Breslauer Gymnasium vorbereitet, wo er die Reifeprüfung besteht und anschließend das Studium der Theologie beginnt. Wieder findet er auf der Uni einen Förderer in dem Kirchengeschichtler Maximilian Sdralek, auf dessen Veranlassung hin der einundzwanzigjährige Student bereits im zweiten Semester seines Studiums am fünften internationalen Kongress katholischer Gelehrter in München teilnimmt und dort seine ersten kirchengeschichtlichen Arbeiten vorstellt. Nach dem sechsten Semester macht Wittig die erste theologische Prüfung und schließt zugleich seine Doktorarbeit ab, wird zum Priester geweiht und sammelt die ersten praktischen Erfahrungen als Priester und Seelsorger. Er wird dann zu einem zweijährigen Studienaufenthalt nach Rom geschickt, um hier Studien in Alter Kirchengeschichte und Christlicher Archäologie zu treiben. 1906 kehrt Wittig nach Breslau zurück und wird nun Priester in dieser Großstadt. Zugleich fängt er an sich zu habilitieren und lehrt ab 1909 an der Universität in Breslau Alte Kirchengeschichte und Christliche Archäologie. Bereits 1915 ist er Ordinarius für Patristik. Im Rückblick auf seine Lehrtätigkeit schreibt Wittig später:

„Ich erkannte, daß meine Schüler für ihr zukünftiges Priestertum außer dem Geist der Wissenschaft noch einen anderen Geist haben müßten, den Geist des Lebens, den ewig jungen. Da er nun in meinen Vorlesungen manchmal ausbrechen wollte, ließ ich ihn ausbrechen, und wie ihn einst die Parter, Meder, Elamiter, Mesopotamier, Juden, Kapadozier, Griechen, ein jeder in seiner Muttersprache reden hörten, so kamen jetzt außer den Theologen, katholischen wie protestantischen, die Mediziner, Juristen, Naturwissenschaftler, Philologen, Studentenvölker, die in ihren Fachsprachen einander so wenig verstanden wie jene Völker untereinander, und außerdem das vielgeschmähte Völklein der Collegschinder kam, und sie hörten alle in ihren Sprachen die Mysterien Gottes in der Geschichte der Kirche verkünden. Nicht alle auf einmal, wie am Heiligen Pfingstfest, aber doch schier alle nach und nach. Wenn sie dann fortgingen, verfielen sie oft wieder dem Geist der Wissenschaft, erstatteten in diesem Geiste überall Bericht und ich kam sehr ins Gerede, dass ich das und das und das den Studenten gesagt hätte.“

Es muss sich in der Universität Breslau offenbar wie im Fluge herumgesprochen haben, dass man in den patristischen Vorlesungen bei Joseph Wittig

mehr als bloß Wissen für den Kopf zu hören bekommt, vielmehr Einsichten, Erfahrungen und Geschichten, in denen sich schwierigste Sachverhalte in elementarster Weise zu Lebenserfahrungen zusammendrängen, die den ganzen Menschen betreffen. Und so waren seine Vorlesungen mehr und mehr ein Sammelpunkt für die ganze Universität. Doch Wittig beginnt bereits, die Grenzen der Universität Breslau zu überschreiten, indem er unter dem Pseudonym Dr. Johannes Strangfeld seine erste Herrgottsgeschichte in der Zeitschrift HELI-AND veröffentlicht, von denen es alsbald immer mehr Geschichten geben soll, bis schließlich 1922 ein erster Band solcher Geschichten erscheint mit dem Titel „*Herrgottswissen von Wegrain und Straße – Geschichten von Webern, Zimmerleuten und Dorfjungen*“. Der nächste Band erscheint 1925 mit dem Titel „*Die Kirche im Waldwinkel und andere Geschichten vom Glauben und vom Reiche Gottes*“.

Aus allen Geschichten Wittigs spricht eine tiefe Verbeugung und ein hoher Respekt vor dem Glauben der einfachen Leute und zugleich eine tiefe Skepsis gegenüber allen gedrechselten Begriffen, gegenüber allem Hochgeschraubten, wie es Wittig an der Universität findet, eben jenem Geist der Wissenschaft, dem er ja auch mit Promotion und Habilitation und manchen Büchern gedient hat, freilich mit einer zunehmenden Skepsis, ob dabei nicht zu viel an Leben ausgesperrt, zu viel an ursprünglichem Glauben ausgeklammert werde. Volksfrömmigkeit – das hat bei uns Theologen wie überhaupt bei Akademikern immer den Beigeschmack des Simplen, etwas Minderwertigen, während Wittig genau umkehrt und in seinen Geschichten den Glauben der kleinen Leute hochhebt und auf seine Tiefgründigkeit hin anschaut, freilich nicht um jeden Preis verklärend, sondern schon im Sinne jenes „*Prüfet alles, und das Gute behaltet!*“ Und Wittig findet unendlich viel Gutes in der Volksfrömmigkeit der kleinen Leute, weil er mit ihnen in einem gemeinsamen, ganz ursprünglichen katholischen Glauben verbunden ist.

2. Der „Fall“ Wittig (1922-1946)

Dass in diesen scheinbar so beschaulichen Erzählungen Wittigs auch Dynamit verborgen sein kann, welcher Explosionen von ungeahntem Ausmaß zunächst in Schlesien und dann in ganz Deutschland ausgelöst hat, wird mir nach dem bisher Gehörten wohl kaum einer glauben. Und doch ist es so, dass Wittig 1922 in der Zeitschrift „*Hochland*“ einen Aufsatz mit dem Titel veröffentlichte „*Die Erlösten*“, was auf eine wiederum ganz leicht erzählende und scheinbar höchst anmutige Weise eine einzige Werbung für ein neues Verständnis der Beichte war, die im katholischen Volke so viel Angst auslöste, weil es immer nur um eine Erforschung von Verfehlungen und eine Häufung anschließender Verbote war, die Angst auslösten und die Seelen bedrückten, während Wittig dafür plädierte, die Beichte statt von den Rändern der Verfehlungen her einmal von der

Mitte her, nämlich von der Vergebung und der Erlösung her, anzugehen und von dieser Mitte her Licht auf die dunklen Ränder fallen zu lassen.

Um Wittig lieber selbst das Wort zu geben:

„Manche Katholiken kommen ihr ganzes Leben nicht aus jener Peripherie des religiösen Lebens heraus, kommen nie näher an die Mitte des Landes, wo der Glaube erst schön und süß ist und zu männlicher Freiheit und Kraft gedeiht. Wie gebannt sind sie an den Grenzen, wo die Lohen des unheiligen Feuers noch den ewigen Lichtschein des heiligen Feuers verdunkeln. Das hängt vielleicht damit zusammen, dass die meisten Seelenführer gewissermaßen Spezialisten sind auf jenem peripherischen Gebiet, und daß sie die Führung in das Land der tieferen Gotteserkenntnis, der freudigeren Erhebung, der wahren Liebesvereinigung mit Gott anderen überlassen, anderen, die so selten sind – daß sie es nicht wagen, den Sünder mit einem kühnen Sprunge hinüber zu reißen ...“

Was Wittig mit diesem Aufsatz auslöste, ohne es zu ahnen oder zu wollen, war eine Woge der Begeisterung und der Erlösung im katholischen Volke, das sich von dem defizitären Umgang des Klerus mit der Beichte genau so geknechtet und verängstigt fühlte, wie Wittig es schilderte, während es auf der anderen klerikal Seite einen erst behutsamen und dann immer größeren Sturm der Entrüstung gab, der in dem Vorwurf gipfelte, Wittig sei ein „Luther-Redivivus“, ein wiederauferstandener Luther, der aus der Katholischen Kirche entfernt werden müsse.

Bei Wittig werde die Kirche so weit, die Grenzen so offen, dass die klaren kirchlichen Konturen verschwänden. Und daran ist ja, wenn man Wittigs Geschichten liest, wirklich auch etwas Wahres dran, dass ihm weniger oder gar nicht an den Grenzen der Kirche gelegen ist, die er vielmehr ganz weit und offen lässt, während Wittig um so mehr die Mitte der Kirche, das Sakrament der Taufe und das Sakrament der Eucharistie, ganz stark macht und das fleischgewordene Evangelium so klar wie möglich in seinen Geschichten auf ungewöhnliche Weise zu bezeugen weiß. Die Befreiung aber, die von seiner neuen Sicht der Beichte wie überhaupt von seinen vielen Geschichten ausgeht, ist für die Hüter der römischen Lehre so verwirrend, dass das Kesseltreiben um Wittig immer schärfere und makaberere Züge annimmt, bis schließlich am 12. Juni 1926 der bischöfliche Erlass seines Ausschlusses aus der Kirche erfolgt und bis in die kleinste Kirchenzeitung hinein überall veröffentlicht wird. Daraufhin geht nun auch Joseph Wittig zum ersten Mal in diesem sich über fünf Jahre hinziehenden Prozess an die Öffentlichkeit und erklärt u. a.:

„Ich habe meine Bücher für das Volk geschrieben, wahrhaftig aus Erbarmen mit seiner religiösen und kirchlichen Not. Tausende und Abertausende ha-

ben aus ihnen Trost, Freude und neuen Lebensmut geschöpft. Mehrere Male habe ich mich bereit erklärt, alle Irrtümer zu widerrufen, die etwa darin sein sollten. Aber die kirchlichen Ämter haben mir bisher keine einzige irrgläubige Stelle nachweisen können, sondern nur in Bausch und Bogen alles verurteilt, als ob mein ganzer Glaube und all mein priesterliches Helfenwollen irrig wäre. Die verlangten Eide habe ich in priesterlichem Gehorsam früher schon geschworen und stehe noch dabei, weigere mich aber, sie zu wiederholen, wenn mir nicht bewiesen wird, dass ich sie gebrochen habe. Dies ist mein ‚Ungehorsam gegen das römische Amt‘. Es ist vielmehr Gehorsam gegen Gott, dem man mehr gehorchen muss als den Menschen, und gegen Christus, der gesagt hat: ‚Ihr sollt überhaupt nicht schwören.‘ Ich bleibe nach wie vor katholisch und bewahre den Glauben meiner Väter, der auch der Glaube des Grafschafter Volkes ist.“ Dr. Joseph Wittig, Universitätsprofessor (Das Alter der Kirche III, 142f. vom 20. Juni 1926.)

Wittig musste nun alsbald seine Professorenlaufbahn aufgeben. Er musste die Universität verlassen, und er zog sich in seine Grafschafter Heimat zurück, baute sich hier in seinem Heimatdorf Neusorge ein kleines Häuschen und heiratete alsbald seine liebste Studentin und bekam mit ihr zusammen vier Kinder. Das hört sich fast wie ein Happy-End einer bösen Geschichte an, war es aber nur zum geringsten Teil, denn der in seiner Kirche tief verwurzelte und tiefgläubige Wittig kam sich jetzt wie ein Vertriebener und Verlassener vor, der auf die geistliche Speise für seine Seele verzichten musste und von seiner Kirche mitsamt allen seinen Büchern auf den Index gesetzt wurde, sodass kein katholischer Verlag ihn mehr drucken durfte. Seine Bücher verschwanden sofort aus allen kirchlichen Bibliotheken. Wittig verlor die literarische Verbindung zu seinem geliebten katholischen Volk.

Nunmehr waren es vor allem evangelische Christen, die zu ihm Verbindung aufnahmen und für ihn eintraten, wie etwa Eugen Rosenstock-Huessy, der Breslauer Professor für Kulturwissenschaft und Philosophie, oder Martin Rade, Professor für Systematische Theologie in Marburg, der Wittig dazu aufforderte, in der Zeitschrift „*Die Christliche Welt*“ immer wieder kleinere oder größere Artikel zu schreiben. Ebenso nimmt Martin Buber den Kontakt zu Joseph Wittig auf und gibt mit ihm gemeinsam die Zeitschrift „*Die Kreatur*“ heraus. Vor allem ist es der evangelische Leopold Klotz-Verlag in Gotha, in dem Wittig nunmehr seine Bücher veröffentlichen kann, sodass sie der evangelischen Christenheit vor allem in Schlesien, dann aber auch in ganz Deutschland und über Deutschland hinaus bekannt werden.

Joseph Wittig erwies sich als ein fundierter Kenner der ersten sechshundert Jahre der Christenheit. Gemeinsam mit Rosenstock-Huessy in seinem dreibän-

digen Werk „Das Alter der Kirche“ erforschte Wittig die gemeinsamen Wurzeln der getrennten Christenheit in der „Alten Kirche“ bis zum 5. Jahrhundert.. Er tat das aber nicht bloß in einem historischen Sinn, sondern wie einer, der sich in diesen Wurzeln selber verwurzelt und daraus Saft und Kraft für seinen eigenen Glauben zu schöpfen weiß, um diesen Glauben in das Leben der einen, heiligen, allumfassenden Kirche als der Gemeinschaft der Heiligen zu ziehen. Diese Kirche ist für Wittig so weit, dass auch der Einsiedler in seinem Waldwinkel der Glatzer Berge, ja selbst Zweifler und Ungläubige, ja gerade sie, dazugehören. „Katholisch“ – das versteht Wittig in einem ganz wörtlichen Sinne als die wahrhaft allumfassende Kirche, die kraft der Fleischwerdung von Gottes Wort in alle Bereiche des Lebens hineinreicht, um durch den Geist des Evangeliums neue Verhältnisse, neue Schöpfung, neue Liebe zu stiften.

Wenn Joseph Wittig so leidenschaftlich vom 3. Artikel zum 1. Artikel im Sinne des altkirchlichen Rufes „*Komm, Schöpfer, Geist*“ denkt, bleibt natürlich für den Protestanten die Frage offen, wo denn hier der 2. Artikel bleibe und wie Jesus Christus bei Wittig zur Sprache komme. Mit dieser Frage müssen wir uns nun Wittigs wohl bedeutendstem Werk zuwenden, das ihn am bekanntesten gemacht hat: „*Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo*“. Zur Methode dieses Buches heißt es gleich im ersten Kapitel:

„Das Leben Jesu kann man auf dreifache Weise mitleben: erstens, indem man die Lebensgeschichte Jesu Zeile für Zeile liest, seine Worte und Schicksale ganz lebendig der betrachtenden Seele vorstellt und mit reichem Gemüt Anteil an seinen Freuden und Leiden nimmt; zweitens, indem man ihm nachfolgt als einem großen Lehrer und Meister des Lebens; drittens, indem man mit ihm zusammenwächst und aus ihm hervorwächst wie die Rebe aus dem Weinstock, indem man also mit ihm eins wird, sein heiliges Fleisch und Blut genießt und seinen Geist empfängt, indem man durch den Glauben an ihn zu einem anderen Christus neu geschaffen wird, so dass man wie St. Paulus sagen kann: ‚Nicht ich lebe, sondern Christus lebt in mir‘.“

Nur diese dritte Weise, in der auch die zweite und erste Weise umschlossen sei, führe zu eigentlichem Leben. Es geht also um ein neues Evangelium in dem Sinne, wie es in 1. Johannes 1, 1 heißt: „*Was wir selbst gesehen und erfahren, das bezeugen wir.*“ Wittig setzt sich also deutlich von dem Irrweg jener Leben-Jesu-Biographien des 19. Jh. ab, die versucht haben, das Leben Jesu mit Hilfe der vier Evangelien in historischer oder psychologischer Einführung zu schreiben, weil sie der Meinung waren, es müsse der Theologie mit den Mitteln der Geschichtsforschung gelingen, das Leben Jesu historisch getreu zu rekonstruieren. Diesem vergeblichen Bemühen hat Wittig die Kraft jenes neuen Lebens entgegengesetzt, das Jesus mit seiner Gegenwart in den

Gläubigen aller Tage führt. Die Geschichte Jesu ist tot, wenn sie nicht bei uns zu neuem Leben erwacht.

Was im Blick auf Gal 2,20 die Mystik des Apostels Paulus genannt wird, könnte man auch die Mystik des Joseph Wittig nennen, für den Gal 2,20 ebenso wie Römer 6 Schlüsseltexte seiner Hermeneutik im Umgang mit dem Leben Jesu sind: „*Nun aber lebe nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir.*“ Man könnte an dieser Stelle auch an den anderen schlesischen Mystiker Angelus Silesius erinnern, für den galt: „*Und wäre Christus tausendmal in Bethlehem geboren, aber nicht in mir, so wäre ich verloren.*“ Indessen ist Mystik heute ein so beliebtes, wohlfeiles Schlagwort geworden, dass ich eher zurückzucke, auch Wittig mit diesem Schlagwort zu belegen, so sehr es in der Sache für ihn zutrifft. Wichtiger als alle Schlagworte aber ist für Wittig die Realität der Taufe, die es im Sinne von Röm 6 zu einem Gleichzeitigwerden mit Christus kommen lässt.

Das ist für Wittig das Entscheidende: die Gleichzeitigkeit des Sohnes Gottes mit denen, die durch die Taufe zu Gottes Söhnen und Töchtern werden. Das Heilige soll eben nicht nur eine Idee bleiben, auch keine historische Idee. Es muss sich und will sich vielmehr inkarnieren in lebendigen Menschen. Eben das geschieht durch das Sakrament der Taufe. Deshalb sei es, wie Wittig schreibt, „*ein Unglück, daß wir immer erst den Unterschied ansehen und darüber ganz die Gleichheit vergessen*“. Anders gesagt: Es ist ein Unglück, das sich vor allem in der protestantischen Theologie ausgeprägt hat, dass das Leben Jesu historisiert und die biblischen Texte in die Abständigkeit abgeschoben werden und die Christologie in dogmatischer Richtigkeit konserviert wird, während darüber das Leben Jesu verloren geht, das durch Wort und Sakrament immer wieder neu gestiftet wird in Schlesien und anderswo. Der Glaube verliert seine Vollmacht, wenn Menschen sich nicht mehr selber als Söhne und Töchter Gottes zu verstehen wissen, sondern alles auf den Sohn Gottes abschieben, so richtig es natürlich ist, dass der Sohn Gottes von den Söhnen und Töchtern Gottes noch einmal unterschieden sein will. Aber dieser Unterschied hat für Wittig erst seinen Ort innerhalb einer Gleichzeitigkeit mit Christus, aus der das Leben Jesu heute noch quillt, ja heute mehr denn damals in der ersten Stunde. Ökumene kann für Wittig nur Fortschritte erzielen, wenn sie im Lichte des ökumenischen Sakraments der einen Taufe vom Leben Jesu heute erfüllt wird, und wenn wir entdecken, wie Christus unter uns und zwischen den verschiedenen Kirchen Gestalt gewinnt in der Kraft seines heiligen Evangeliums und der von ihm gestifteten Sakramente.

3. Der vertriebene Wittig, der seine geistliche Heimat wiederfand

„*Roman mit Gott*“, so heißt das letzte Buch, das von Joseph Wittig erschie-

nen und seit einigen Jahren wieder nachgedruckt worden ist. Es ist ein Tagebuch jener ganz bitteren Zeit, in der Wittig mit seiner Familie noch im Glatzer Land blieb, obwohl der Krieg längst schon verloren war und die Vertreibung aus Schlesien begonnen hatte. Wittig aber krallte sich förmlich an seiner Heimat fest, weil er aus ihr Kraft und Sprache schöpfte. Die Leichtigkeit, mit der Wittig früher sein Herrgottswissen in vielen Geschichten und Büchern aufgeschrieben hatte, geht in diesem Tagebuch mehr und mehr verloren. Ein unsäglichlicher Schmerz zieht sich durch dieses Buch, das Wittig sein Testament nennt. Was er testamentarisch der Nachwelt zuruft: *„Fragt angesichts des Elends in der Welt nicht ‚wie kann Gott das zulassen?‘ Fragt überhaupt nicht nach Gott! Wir haben keinen Gott; wir haben einen Vater im Himmel, und dieser ist nicht der Herr der Welt. Der Herr der Welt ist nach dem eindeutigen Zeugnis Jesu der Fürst der Welt: der Teufel. Jesus, der Sohn des lebendigen Gottes, hat nur eine kleine Herde aus der Welt herausgerufen. Der Teufel spielt sich indessen als Gott auf!“* Das sind neue Töne, die aus tiefem Schmerz um die verlorene schlesische Heimat kommen und nach einer neuen Heimat in Gott suchen. Aber diesen Gott findet Wittig nicht in einem abstrakten Gottesbegriff, auch nicht in einer wie auch immer gearteten abstrakten theologischen oder philosophischen Gottesvorstellung, sondern allein in dem Vater Jesu Christi, in dem Kind der Krippe, in dem Stücklein Brot, das sich in der Kraft des Heiligen Geistes wandelt zum Leib Christi und dem Armen gereicht wird. Neu sind die Töne von Schmerz und Klage, die sich durch dieses Tagebuch der Vertreibung und der Krankheit ziehen. Neu ist freilich nicht, sondern nur bis zur letzten Klarheit gesteigert, jener Zug, der Wittigs Denken von Anfang an durchzieht: ein Zug vom Großen zum Kleinen hin; ein Zug vom abstrakten Gott zum konkreten, mit dem Menschen zusammenwachsenden Gott, ein Zug der Fleischwerdung des Wortes, der Inkarnation.

Es gehört zu den Merkwürdigkeiten jener schlimmen Vertreibungszeit, dass Wittig in eben dem Moment, da er seine geliebte schlesische Heimat verlassen muss, ein Telegramm aus Breslau bekommt, das wohl von dem polnischen Erzbistumsverweser Hlond stammt, mit dem Inhalt: Wittig sei wieder in den Schoß der katholischen Kirche aufgenommen. Das war für Wittig inmitten des irdischen Verlustes eine Rückkehr in seine geistliche Heimat, von der er selbst sich ja nie getrennt hatte. Mag ihm das Römische und Rechtliche an der Kirche im Zuge seiner Exkommunikation zutiefst fragwürdig geworden sein, so hielt Wittig unbeirrt an der Kirche der Eucharistie und der Marienverehrung fest und suchte in jenem inkarnatorischen Zug das wahrhaft Katholische der Kirche.

„Als ich in früheren Wintern oft vor Morgenrauen von Neusorge nach Schlegel ging, um in der Krankenhauskapelle priesterlichen Dienst zu tun,

kam mir manchmal der Name ein, mit dem die protestantischen Geistlichen gern ihr Amt bezeichnen: ‚Diener am Wort‘, und ich meinte, die katholischen Geistlichen müssten sich ‚Diener am Fleisch und Blut Christi‘ nennen. Es war mir dabei traurig zumute. Die Verschiedenheit der Namen grämte mich. Nun weiß ich aber, daß der rechte Dienst am Wort seit dem ersten Weihnachten nur der Dienst am fleischgewordenen Wort sein kann und daß jene beiden Namen in ihrer innersten Wahrheit zusammenfließen. Es ist ernstlich zu bedenken, daß das Wort, das Geist bleibt, kein christliches Wort ist oder daß es noch auf sein Weihnachten warten muß. Ebenso, daß Fleisch und Blut nicht sind, wenn sie nicht Fleisch gewordenes Wort sind.“ („Die Christliche Welt“, 1927, 1157)

In diesen Sätzen kann man, neben vielen anderen ähnlichen Texten, Wittigs ökumenisches Testament sehen. Er sieht die Evangelische Kirche dann in Gefahr, wenn ihre Berufung auf das Wort nur zu einer Idee oder einem Gedanken wird oder wenn die Rechtfertigung reine Formel bleibt oder das *solus Christus* zum christologischen Prinzip wird, während die Fleischwerdung des Wortes, das Weihnachten des Christus, die Anbetung des Glaubens, keine Gestalt gewinnt. Wiederum sieht Wittig die Römisch-Katholische Kirche in der Gefahr, auf ihre Weise in Formeln und Paragraphen zu erstarren, wenn es nur um ein Prinzip der Wandlung zu Fleisch und Blut geht, aber nicht um das fleischgewordene Wort.

Hinzufügen möchte ich zum Schluss: Ich sehe in Joseph Wittig auch darin eine ökumenische Gestalt, dass er nicht zuerst und auch nicht zuletzt immer nur die Gefahren sah, sondern die Fülle des Leibes Christi, die Freude an der Liebe und an allem echten Glauben. In diesem Sinne konnte Wittig sogar den Papst, wie er ihm in Rom begegnet war, und Martin Luther, wie er ihn im Lutherjahr 1933 neu in evangelischen Gemeinden kennengelernt hatte, auf eine sehr überraschende Weise zusammenbringen, ohne dass er einem billigen Kompromiss verfallen wäre.

„L’Invadente“

Ein Nachwort zum Lutherjahr 1933

Als ich in jungen Jahren einmal bei dem guten Papst Pius X. war, um ihm im Namen des deutschen Priesterkollegiums am Campo Santo dei Tedeschi ein soeben fertiggedrucktes und durch einen Prachteinband über Gebühr geehrtes wissenschaftliches Werk aus meiner Feder zu überreichen, sagte er, den Folianten überprüfend, auf einmal: ‚Questi Tedeschi sono invadenti‘ – „Diese Deutschen sind“ – ja, ich kann das Wort ‚Invadente‘ gar nicht deutsch wiedergeben; es heißt, ganz trocken übersetzt, ‚Angreifer‘, ‚Erober-

rer‘, kann auch heißen ‚frech‘, ‚draufgängerisch‘; man muß bei der Übertragung den Klang des gesprochenen Wortes hören und das schier unmerkliche Kopfschütteln und feine Schmunzeln des Sprechenden sehen! Bekümmernis und Bewunderung waren zu gleichen Teilen darin gemischt.

Woher kam dem Manne dieses Wort? Kaum aus der Betrachtung des ihm überreichten Buches, das eine Arbeit aus dem Bereiche der christlichen Archäologie war; auch nicht aus der Bewunderung des Prachteinbandes, denn so was sind die Päpste gewöhnt, immer Seide und Gold. Auch der alte Rektor des Camposanto, der knorrige Niederdeutsche Anton de Waal, und die übrigen geistlichen Gefährten, lauter junge, kecke Forscher aus den süddeutschen Ländern, hatten den Eindruck, dass das Wort aus des Papstes tiefster Wesensschau deutscher Art kam, so ungewollt und ungeklügelt, dass nachher zwei oder drei zueinander sagten: ‚In solchen Dingen sogar ist der Papst unfehlbar!‘

Pius X. hat in jedem Deutschen, auch in jedem deutschen Katholiken, einen offenen oder verborgenen Luther gesehen. Man muss nur seinen Blick beobachtet haben, in dem jenes dunkle Wort sein Licht bekam. Es blitzte etwas aus diesem Blick. Ich kann niemandem diesen Glauben aufzwingen, aber ich weiß, es war soviel Freude und Güte, soviel tiefmenschliche Zustimmung, wie nur neben der hochamtlichen Bekümmernis Platz hatte, viel echter als das im Amt geschriebene böse Wort in der Borromäus-Enzyklika. Der Papst hat recht. Ich habe schon in allerfrömmsten und allerkirchlichsten Katholiken den Luther entdeckt. Wenn man sie freilich darauf anspricht, wehren sie sich dagegen, denn sie wollen eben katholisch und nicht lutherisch sein, was übrigens eine ganz andere Sache ist, als Luther in sich zu haben oder nicht. Luther in sich haben, dieses Glaubensmeer, dieses mächtige Feuer, diese wahrhaftige Zunge, dieses betende Herz, dieses klare Ja und Nein, das gehört zu jedem vollen christlichen Wesen und ist eine herrliche Qualität. Es will sich nur nicht immer im Streit der Meinungen und Konzessionen offenbaren, sondern lieber im vertraulichen Gespräch, wenn es nicht mehr um Kirche geht, sondern um Gott und seine Macht und Gnade. Das wußte Papst Pius X., denn er war kein vertrockneter Wipfel am Baum der Kirche: Er züngelte hoch da oben auf Gott zu. Und sein Auge senkte sich tief in mein deutsches Herz – ‚Questi Tedeschi sono invadenti!‘ – und er nahm seine Feder und schrieb unter sein Bild, das er mir schenken wollte: ‚Dilecto filio – dem geliebten Sohne gebe ich als Unterpfand meiner Freundlichkeit und Liebe von Herzen den apostolischen Segen!‘“

Ich weiß Namen, und es ist wahr, was ich sage: Wenn ein Priester um seines Gewissens willen nicht mehr den Dienst in der katholischen Kirche tun

konnte und so zu Pius X. kam, entließ er ihn segnend und sagte: ‚Prima la coscienza, poi il dovere‘ – ‚Zuerst das Gewissen und dann erst das amtliche Müssen!‘ – Luther im Papste!

Der Papst muß tun, was seines Amtes ist, nicht was seines Herzens ist. Seine Beamten überwachen ihn wie die alten Cherubim die Pforte des Paradieses; sie wollen den Luther in ihm, den ehrlichen, treuen, wahrhaftigen, gütigen, väterlichen Menschen, nicht herauslassen. Sein eigentliches Amt aber ist in seinem Herzen. Liebe ist immer unfehlbar.

*Mein Herz ist auch ein päpstliches Herz; ich sage es vor der ganzen Welt. Aber ich habe mich der amtlichen Bewachung entzogen; ich durfte meine ganze Freude an Luther herauslassen und mit der evangelischen Christenheit seinen Geburtstag feiern. Joseph Wittig
(„Die Christliche Welt“, Nr. 24, 1933, 1118f.)*